

Autor: Petra Mostbacher-Dix
Seite: 11
Ressort: KULT

Ausgabe: Hauptausgabe
Mediengattung: Tageszeitung

Wo, bitte, geht's hier zur WG 2.0?

Experten fordern eine Trendwende bei den Wohnformen – und einige Projekte in Stuttgart zeigen den Weg dorthin

Stadtentwicklung Von Baugenossenschaften und Clusterwohnungen: Im Stuttgarter Stadtpalais haben die Macher der Internationalen Bauausstellung 2027 ein Wochenende zum Thema „Wohnen in der Stadt von morgen“ organisiert. Petra Mostbacher-Dix

Es funktioniert nach dem Syndikatsmodell: Immobilien werden dem spekulativen Wohnungsmarkt entzogen, um so dauerhaft bezahlbaren Wohnraum zu schaffen und diesen als Gemeineigentum selbst zu verwalten. Der Kesselhof in Stuttgart-Botnang funktioniert so. Das gemeinschaftliche Wohnprojekt war im Stuttgarter Stadtpalais Teil der Ausstellung „Wohnen in der Stadt von morgen“, wie etwa auch die sogenannten Schwarzen Häuser, architektonisch anspruchsvolle Obdachlosenunterkünfte in Ostfildern-Ruit, oder die Ausdinghäuser, mobile Kleinstwohnungen für Senioren mit Pflegeassistenzsystemen. Denn zum Jahresthema „Wohnen“ organisierte die Internationale Bauausstellung 2027 Stadt/Region Stuttgart (IBA '27) als Kooperationspartner des Stadtpalais in dessen Sommerfestival Stuttgart am Meer ein Themenwochenende.

Gemeinsam planen und leben

Wie wichtig das Thema ist, zeigte die Podiumsdiskussion über neue Wohnformen, zu der IBA-'27-Intendant Andreas Hofer für Samstagabend eingeladen hatte. Das Foyer des Stadtpalais war komplett besetzt. Auf dem Podium saßen Susanne Dürr, Vizepräsidentin der Architektenkammer Baden-Württemberg, Martin Gebler von der Baugenossenschaft Neues Heim, Christine Hannemann, Professorin für Architektur- und Wohnsoziologie an der Universität Stuttgart, Michael Kunert, Kontaktstelle Baugemeinschaften der Stadt Stuttgart, Manuel Lutz, Pro-

jekt Cluster-Wohnen an der Fachhochschule Potsdam, sowie Lisa Schopp vom Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung an der TU München.

Schopp untersuchte neu gebaute Gruppenwohnprojekte, Clusterwohnprojekte und gemeinschaftliche Wohnprojekte. Während in letzteren Nutzer gemeinsam planen, über Gemeinschafts- und Rückzugsräume entscheiden, bestehen Clusterwohnungen – auch WG 2.0 genannt – aus jeweils einer großen Wohneinheit. Jeder hat ein eigenes Bad, Schlafzimmer und eine Teeküche, geteilt werden Küche und Gemeinschaftswohnraum. Nach Schopp empfinden Bewohner das Leben in Gruppenwohnprojekten als positiv für die Lebensqualität trotz reduzierter Pro-Kopf-Wohnfläche. Wichtig sei indes die Privatsphäre. Daher müsse jeder erst einmal selbst herausfinden, wie er oder sie leben wolle.

Auch Manuel Lutz, der zum Clusterwohnen auch in der Schweiz forschte, betonte die Autonomie bei gemeinschaftlichen Wohnformen. „Mit wem ich die Küche teile, möchte ich selbst aussuchen.“ Hintergrund war der Anspruch etwa bei Zürcher Cluster- oder Gemeinschaftswohnprojekten, in Projekten den Mix der Stadtgesellschaft abzubilden, mit entsprechenden Belegungsvorschriften. Ein Problem sei auch die Finanzierung. „Ohne Grundstücke gibt es keinen Bankkredit, also fehlt Kapital.“ Um auf Förderungen eines Partizipationspro-

jektes zugreifen zu können, müssten Mitglieder die Lücke vorfinanzieren. Da gehe es auch um Solidarität: „Die Eigenkapitalquote variiert von vier bis 50 Prozent, je nachdem, was sie sich leisten können.“ Im Vergleich zu Deutschland habe die Schweiz bessere und transparente Förderstrukturen. Auch werde bezahlbare Miete auf Dauer festgelegt.

Zuspruch für seine Forschungen erteilte Lutz von Wohnsoziologin Christine Hannemann, die betonte, wie trotz jahrelangem besseren Wissen der Flächenverbrauch pro Einwohner gestiegen sei. Das Umweltbundesamt spricht – wegen mehr Singlehaushalten und mehr Fläche mit zunehmendem Alter – im Jahr 2017 von 46,5 Quadratmetern Wohnfläche pro Kopf. „Da muss eine Trendwende her, Gemeinschaftsräume sind ein guter Ansatz“, erklärte sie. „Es ist auch eine Frage der Wohnwirtschaft, Wohnungen neuen Zuschnitts zu schaffen.“ Die Strukturen, die sich hier seit den 50er Jahren etabliert hätten, müssten angegangen werden.

Der Mix muss stimmen

Wasser auf die Mühlen von Baugenossenschaftler Martin Gebler: Er berichtete über Projekte in den Stadtteilen: In Rot gibt es eine 24-Stunden-Versorgung von Senioren. In Feuerbach entsteht ein Wohnmix aus Cluster, Studierenden-WGs, Miet- und Eigentumswohnungen für jedes Alter. „Immer den gesamten Stadtteil in den Blick nehmen, gerade bei Neubauten auf die gute

Mischung zu achten“, riet er. Traurig sei, dass das Genossenschaftsmodell gerade bei jungen Menschen nicht mehr bekannt sei, mit lebenslangem Wohnrecht, erschwinglichen Mieten, nachbarschaftlicher Qualität. „Es ist unsere Aufgabe, das wieder bekannter zu machen. Wir suchen junge Menschen und Familien.“

Vielfalt propagierte auch Architektenkammer-Vize Susanne Dürr. Die Baugenossenschaftsidee kombiniert mit dem Clusterwohnen sei interessant. „Letzteres ist eine kleine

Nische, Cluster machen gerade 1,5 Prozent des Angebots aus. Es ist nicht unbedingt der Wohnungstyp für die 50-plus-Bevölkerung, die wir zunehmend haben.“ Die Frage sei, wie man die große notwendige Bandbreite hinkriege.

Ein Anfang ist gemacht

Kein einfaches Unterfangen, bestätigte auch Stadtvertreter Kunert. Knappe Flächen für Wohnen und Gewerbe seien in Stuttgart ein Problem, zudem wolle man freilich Nachhaltigkeit. „Unser Ziel: Stets eine gute Mischung aus allem. Oft

versucht man an manchen Standorten, zu viel unterzubringen.“ Also: Wohnen, Geschäfte, alle Altersgruppen, Kitas, viele Wohnformen, Senioren- und Behindertengerechtigkeit, Nachhaltigkeit, Gemeinschaft, um Vereinsamung vorzubeugen – und doch genügend Platz für Individualität. Klar, dass an diesem Abend keine Lösung gefunden wurde. Aber über den Bedarf und die Herausforderungen zu reden ist ein guter Anfang.

Abbildung:

Thomas Becker hat das Projekt Kesselhof mitgegründet. Das Ziel ist es, gemeinschaftlich, selbstverwaltet und generationenübergreifend zu wohnen.

Fotograf:

Lichtgut

Wörter:

747